



Selbstbestimmung fängt schon beim Baby an!

Von David Brown, Bildungs- und Erziehungsexperte

Bei der Erziehung und Ausbildung von taubblinden Kindern gibt es viele klassische Strategien, die an die Bedürfnisse und Vorlieben jedes einzelnen Schülers angepasst und individualisiert werden müssen. Von noch größerer Bedeutung sind jedoch einige philosophische Ansätze, die so wichtig und umfassend sind, dass man sie am besten als zwingend notwendig bezeichnet. Zu den Wichtigsten gehören die Forderungen „**Kenne das Kind!**“, „**Folge dem Kind!**“, „**Individualisiere!**“ und „**Handle mit und nicht für!**“ Letztendlich sollten all diese Methoden, wenn sie denn berücksichtigt und korrekt angewandt werden, dem Kind dabei helfen, ein starkes Gefühl der Selbstbestimmung und der Unabhängigkeit zu entwickeln.

Allerdings scheint ein weitverbreitetes Missverständnis darüber zu herrschen, was dieser Begriff der „Selbstbestimmung“ eigentlich bedeutet, insbesondere wenn er im Zusammenhang mit der Gruppe der taubblinden Kinder gebraucht wird. Meiner Erfahrung nach glauben die meisten Menschen im Allgemeinen, dass es sich dabei um einen

Übergang zur Erwachsenenbetreuung handelt und um die Art von Dingen, die wir mit den Schülern machen müssen, wenn sie zwischen 15 und 19 sind. Allerdings ist das eine sehr beschränkte und exklusive Sichtweise, die den Kern des Problems nicht trifft. Selbstbestimmung ist etwas, wofür wir nachdenken und das wir fördern sollten, und wir sollten bereits am Tage der Geburt des Kindes damit beginnen. Es ist etwas, was man mit Säuglingen, mit Kleinkindern, mit Schulkindern während der gesamten Schulzeit und mit Erwachsenen in exakt der gleichen Art und Weise tut. Selbstverständlich passt man die Dinge den Altersgruppen entsprechend an, man macht Zugeständnisse an die individuellen Bedürfnisse, aber Selbstbestimmung sollte stets an allererster Stelle stehen, im Bewusstsein aller Beteiligten, ihr ganzes Leben lang. Es geht hier nicht um Teenager und darum, die Schule zu verlassen, hier geht es um Menschen und darum, dass sie heranwachsen und sich anpassen und lernen, und dass sie davon überzeugt sind, eine gewisse berechenbare Kontrolle über ihr Leben zu haben.

Als Konsequenz dieses weitverbreiteten Missverständnisses nehmen die Leute auch oft an, dass Selbstbestimmung beispielsweise heißt, dass man sich irgendeinen Job sucht, irgendeine bezahlte Stelle, dass man sich je nach Möglichkeit irgendein eigenes Zuhause schafft, dass man lernt, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, und diese Art von Themen. Auch hier würde ich sagen, das ist nur eine sehr eingeschränkte und einschränkende Sichtweise. Tatsächlich geht es mehr als alles andere um das Selbstbild eines Menschen. Alles, was ich hier aufgeführt habe, mag zu irgendeinem Zeitpunkt wichtig sein, aber für mich wären diese Dinge niemals Dreh- und Angelpunkt einer Arbeit über Selbstbestimmung.

Ich bin der Meinung, dass das alles aus der Persönlichkeit der einzelnen Personen heraus entstehen sollte: Wie sehen sie sich selbst? Haben sie ein positives Selbstbild? Haben sie das Selbstvertrauen, ihre Bedürfnisse und Wünsche so zum Ausdruck zu bringen, dass sie auch bekommen, was sie brauchen und was sie wollen? Haben sie das Gefühl, dass sie mit anderen Menschen auf positive Weise umgehen können, ohne sich entweder ängstlich oder übertrieben selbstsicher oder aggressiv verhalten zu müssen? Wissen sie, dass sie gewisse Dinge zuverlässig ganz ohne Hilfe mit einem vorhersehbaren Ergebnis tun können? Oder haben sie sich bereits aufgegeben und sind tatsächlich schon so tief in ihrer Niedergeschlagenheit versunken, dass sie einfach gar nicht mehr versuchen zu kommunizieren? Besonders in diesem frühen Interventionsstadium ist es sehr wichtig, dass man stets versucht, sich mit dem Selbstbild zu befassen. Die wenigsten Leute können sich vorstellen, dass Babys ein Selbstbild haben, aber ich glaube, dass alle Babys ein Gespür für Versagen haben, sie haben alle ein Gespür für negative Reaktionen ihrer unmittelbaren Umgebung und sie reagieren alle positiv auf Erfolg, ganz egal wie behindert oder nicht behindert sie sein mögen.

So vieles hängt von uns ab

Der Fortschritt in Richtung Selbstbestimmung hängt sehr stark davon ab, wie sich die wichtigsten Bezugspersonen eines Individuums verhalten. Das Selbstbild eines Kindes wird sehr stark davon abhängen, welches Bild andere Menschen von ihm haben. Alle Kinder müssen mit Menschen aufwachsen, die IHNEN Aufmerksamkeit schenken, auf SIE eingehen und SIE respektieren – wer sie sind, wie sie sind, wofür sie sich interessieren, was sie mögen, was sie wollen und was sie nicht wollen, und wie sie all das zum Ausdruck bringen. Diese wichtigen Menschen müssen dem Kind klar machen, dass sie daran glauben und erwarten, dass es auf vielfache Art und Weise und auf vielen Gebieten Fähigkeiten erwerben kann, und das heißt, dass sie das richtige Gleichgewicht dafür finden müssen, wie sie das Kind einerseits schützen und ihm andererseits Raum für Selbstständigkeit lassen. Man sollte dem Kind erlauben und es dazu ermutigen, das zu tun, wozu es in der Lage ist, ohne übermäßige Hilfeleistung von anderen zu erhalten. Das muss bei jeglicher Art von Interaktion und Intervention das allererste Ziel sein.

Ich bin Lehrer, deshalb ist die Pädagogik mein spezielles Interessengebiet, und da kann es schwierig sein, wenn Außenstehende sozusagen versuchen, ihre eigenen Vorstellungen von Erziehung mit einzubringen. Sie versuchen nämlich dann, das Kind diesen Vorstellungen anzupassen, statt mit dem Kind anzufangen und sich zu fragen, „Wer ist diese Person?“, „Was mag er oder sie?“, „Was hat er oder sie vor?“, „Was tut er oder sie?“, und „Wie kann ich mich mit der Person bekannt machen und eine Beziehung herstellen, sodass sie mit mir zusammenarbeiten möchte? Wenn man all das als Erstes tut, kann man anschließend beginnen, etwas aktiver einzugreifen und dem Kind etwas beizubringen, indem man sich zum Beispiel folgende Fragen stellt: „Was muss es lernen?“, „Wie kann man ihm helfen, das zu erreichen?“, „Wie kann man ihm helfen, noch kompletter und uneingeschränkter zu der Person zu werden, die es ist?“



Was teilt uns das Kind mit?

Wichtig ist, dass man darüber nachdenkt, auf welche Weise die Familie das Kind versteht und auf welche Weise die Familie das Verhalten des Kindes interpretiert. Die Erfahrung hat gezeigt, dass dieses Thema sehr oft von professionellen Unterstützungsstellen nicht berücksichtigt wird. Gerade weil die Kinder häufig derart komplexe Bedürfnisse und ein umfangreiches Spektrum an Entwicklungsproblemen haben, insbesondere auf dem Gebiet der Kommunikation, wo sie vielleicht keine Reaktion zu zeigen scheinen oder idiosynkratisch wirken, kommen Erwachsene nicht auf die Idee zu sagen: „Oh ja, dieses Kind drückt eine ganze Reihe von Bedürfnissen, Gefühlen und Interessen auf eine stets gleiche Art und Weise aus.“

Manchmal hilft es schon, der Familie hierbei auf die Sprünge zu helfen, indem man sie bittet, über diese Punkte einmal nachzudenken. Und manchmal erhalte ich auch Hinweise durch eine Bemerkung, die vielleicht ein Vater oder eine Mutter während eines Besuchs gemacht hat, und zwar, dass das Kind heute Morgen etwas ängstlich ist, oder dass das Kind irgendetwas ganz besonders gern hat, oder dass das Kind Hunger hat und sein Essen haben möchte. Dann frage ich die Eltern, „Woher wissen Sie das? Was hat Ihr Kind getan oder nicht getan, dass Sie wissen, was in seinem Kopf vorgeht?“ Und oft sehen die Eltern recht verwirrt und überrascht aus, weil Ihnen fast nie bewusst war, dass ihr Kind ihnen diese Dinge mitgeteilt hat.

Es geht tatsächlich darum, dieses ganze instinktive Wissen, das man seit der Geburt des Kindes angesammelt hat, aufzudecken und sich ins Bewusstsein zu rufen, und es dann in Worte zu fassen, sodass man erkennt, wie viel hier schon vorhanden ist, auf das man aufbauen kann, und auf wie viele Dinge man vielleicht ganz unbewusst schon richtig reagiert. Aber wenn dieses Wissen bewusst wahrgenommen wird, haben wir einen wesentlich größeren Spielraum, um es uns noch weiter zu erschließen, es zu pflegen und weiterzuentwickeln. Hinzu kommt, dass Eltern, denen diese Dinge bewusst sind, anfangen können, sie anderen Menschen mitzuteilen und die Einblicke, die sie gewonnen haben, mit dem weiteren Umfeld des Kindes zu teilen. Und das ist bereits ein großer Schritt auf dem Weg in Richtung Selbstbestimmung für das Kind. Vielfach erwarten die Menschen sehr wenig von den Kindern, mit denen wir arbeiten, und denken dabei nur an die grundlegendsten messbaren und konkreten Fähigkeiten (wie beispielsweise, ob das Kind nach etwas greifen und es festhalten kann, kann es mit den Augen darauf zeigen, kann es selbstständig mit einem Löffel essen, wie viele Wörter oder Zeichen benutzt es), aber es geht um viel mehr als das. Und das, worauf wir unsere Arbeit wirklich konzentrieren sollten, ist das emotionale Zentrum des Kindes – seine Bedürfnisse, seine Wünsche, seine Interessen, Hoffnungen und Befürchtungen, seine Gefühle sich selbst gegenüber. Hier sind ein paar Themen, die man in Betracht ziehen sollte:

1. „Die genau richtig dosierte Herausforderung“

Ein wichtiges Konzept ist die „genau richtig dosierte Herausforderung“, die Vorstellung, dass das Kind nur so lange Hilfe und Unterstützung erhalten sollte, bis es den Punkt erreicht hat, an dem es sich selbst überlassen werden kann, um sich der Herausforderung zu stellen und selbstständig etwas zu tun, dessen Erfolg größtenteils garantiert ist. Das wesentliche Lern- oder Unterrichtsziel ist dann erreicht, wenn das Kind nicht nur Dinge tun muss, die es gut bewältigen kann und die kein aktives Nachdenken erfordern (fast so ähnlich wie das Fahren mit dem Autopiloten), sondern wenn es gezwungen ist, eine höhere Stufe der Herausforderung zu erreichen, und zu experimentieren oder die Versuch-und-Irrtum-Methode auszuprobieren oder jemanden um Hilfe zu bitten. So verhindert man, dass das Kind zum passiven Objekt dessen wird, was jeweils mit ihm geschieht, man reduziert die Gefahr der Langeweile

auf ein Minimum (sowohl für das Kind als auch für sich selbst), und ganz allgemein sorgt man mit exakt dosiertem positiven Stress dafür, dass das Leben interessant bleibt. Um das zu erreichen, muss unser Wissen über das Kind stets auf dem neusten Stand sein, müssen wir seine Interessen und früheren Erfahrungen kennen sowie sein Ausdrucks- und Kommunikationsverhalten und das aktuelle Niveau seiner Fähigkeiten. Jeder, der mit einem Schüler ein interaktives Verhältnis aufbauen will, muss diesen Schüler oder diese Schülerin kennen, das ist die wichtigste Voraussetzung.

2. Routinemäßige Abläufe

Für die meisten der betroffenen Kinder ist es eine große Hilfe, wenn ein bestimmtes System von routinemäßigen Abläufen eingeführt wird, sowohl große als auch kleine Abläufe – angefangen bei der exakten Art und Weise, wie Socken und Schuhe an- und ausgezogen werden, bis hin zu der Art und Weise, wie der gesamte Tag oder sogar die gesamte Woche strukturiert ist. Man wendet diese stets gleichbleibenden Routinen an, damit die Kinder lernen zu verstehen, was vor sich geht, und vorausszusehen, was als Nächstes passieren wird, und sich dadurch wohler und selbstsicherer fühlen. Diese Routinen sind nicht dazu gedacht, jegliche Notwendigkeit des Nachdenkens oder des Lösens von Problemen überflüssig zu machen, sondern sie sorgen für ein Gerüst, das die Kinder unterstützt und ihnen das Selbstvertrauen gibt, neue Dinge auszuprobieren und so neue Fähigkeiten zu erwerben. Generell ist es eine bewährte Regel, nach Anzeichen dafür zu suchen, dass das Kind eine vertraute Routine erkannt, sich gemerkt und eine ähnliche Routine erwartet hat, und diese dann etwas zu verändern. Das könnte so geschehen, dass man die Routine erweitert, indem man noch etwas hinzufügt, damit das Kind seine Aufmerksamkeit und sein Wissen erweitern muss. Oder man könnte das erwartete Muster der Routine ändern (in anderen Worten, man könnte die Regelmäßigkeit geringfügig verändern), damit das Kind aufpassen muss, herausfinden muss, was anders ist, und dann die Dinge wieder in Ordnung bringen oder jemanden bitten muss, ihm dabei zu helfen, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Wenn diese Veränderungen eine Herausforderung darstellen, die tatsächlich „genau richtig dosiert“ ist, dann wird das Kind sie bewältigen und mit Interesse und Neugier reagieren, ohne übermäßig gestresst oder aufgeregt zu sein oder gar aufzugeben.

3. Ständiges und andauerndes Beobachten

Nur genaues und ständiges Beobachten aus der Nähe versetzt uns in die Lage, von einem Moment zum anderen und von einer Handlung zur anderen zu wissen, was genau die „richtig dosierte Herausforderung“ ist. Daher die Notwendigkeit, verfügbar und informiert und involviert zu sein, selbst wenn man nicht aktiv in die Handlungen des Kindes eingreift. Ernest Hemingway hat uns bekannterweise darüber aufgeklärt, dass man Bewegung nicht mit Handlung verwechseln soll, und jeder, der schon einmal eine Zeit lang ein Kind wirklich genau dabei beobachtet hat, wie es selbstständig etwas tut, weiß,



dass das eine wesentlich größere Herausforderung und sehr viel anstrengender sein kann, als einfach den ganzen Tag alles für das Kind zu erledigen, doch das ist ein ganz wesentlicher Bestandteil eines jeden erfolgreichen Erziehungsplans. Für uns alle ist ein Gefühl der Unabhängigkeit und der Kontrolle absolut notwendig, um ein gutes, positives Selbstbild entwickeln zu können, und dieses Ziel sollte jeder, bei jedem einzelnen Kind, mit dem er arbeitet, stets vor Augen haben.

4. Interaktion als Konversation

Ein weiteres wichtiges Konzept auf diesem Gebiet ist die Vorstellung, dass jegliche Interaktion mit dem Kind als Konversation zu betrachten ist. Da es entweder gar nicht oder nur eingeschränkt sehen und hören kann, werden sich das Tempo, mit dem das Kind Eindrücke verarbeitet, und sein bevorzugtes Tempo sehr oft von unserem eigenen Tempo unterscheiden. Der einzige Weg, wie man „mit, nicht für handeln“ kann, ist der, das Tempo seiner Interaktion mit dem Kind so zu gestalten, dass das Kind mitmachen und begreifen kann, was wiederum heißt, dass man eventuell ein langsames oder schnelleres Interaktionstempo als sonst anschlägt. Natürlich muss man, wie in jeder anderen Konversation auch, Pausen machen, um dem Kind Zeit zum Reagieren zu geben, wobei man nicht vergessen sollte, dass die Art der Reaktion davon abhängt, auf welche Weise sich das Kind seiner Umwelt mitteilt. Diese Reaktionen können äußerst subtil und idiosynkratisch sein, noch ein Grund, weshalb es so wichtig ist, das Kind ganz genau zu studieren. Außerdem sollte man sich immer vor Augen halten, wie wichtig es ist, dass das Kind oft genug die Gelegenheit bekommt, selbst eine Wahl treffen zu

können. Diese Erfahrungen, sich selbst für etwas entscheiden zu können, und die natürlichen Konsequenzen, die einer getroffenen Wahl unweigerlich folgen, sind von fundamentaler Bedeutung für die Fähigkeit, Selbstbestimmtheit und Unabhängigkeit zu entwickeln.

5. Reagierende und zugängliche Umgebung

Als Lilli Nielsen für ihre Methode des aktiven Lernens warb, erwähnte sie oft die Gefahr der „erlernten Hilflosigkeit“ – der unweigerlichen Folge für ein Kind, dem immer alles abgenommen wurde, das aber niemals selbst etwas tun durfte. Ein wichtiges Element der nielsenschen Methode ist eine kindgerechte und zugängliche Umgebung, in der das Kind alleine zurechtkommt. Die Erwachsenen haben die Aufgabe, die Umgebung entsprechend zu gestalten, sodass das Kind dazu motiviert wird und auch in der Lage ist, sich damit auseinanderzusetzen. Die Erwachsenen sollten bereit sein, notfalls zu intervenieren, um das, was das Kind gerade tut, zu unterstützen oder auszudehnen, aber in erster Linie sollten sie das Kind alles selbst machen lassen und es nur genau dabei beobachten. Gelegentliche Veränderungen an dieser Umgebung können in vielfacher Hinsicht und bei allen Altersgruppen eine wichtige Rolle dabei spielen, dem Kind etwas beizubringen und Selbstvertrauen und Unabhängigkeit zu fördern.

6. Persönlicher Pass

Eine weitere Methode, die diesen Prozess enorm begünstigen kann, ist ein individualisierter persönlicher Pass, den man für das Kind anlegt. Die Arbeit an einem solchen Pass kann der Familie helfen, sich der Art und

Weise, wie sie ihr Kind versteht, bewusst zu werden, und das auch zu Papier zu bringen. Sie kann der Familie bei der Beantwortung gewisser Fragen helfen, wie zum Beispiel, was das Kind gerne mag und wie man erkennt, dass es das mag, was das Kind will und wie man erkennt, dass es das will, was das Kind nicht will und wie man erkennt, dass es das nicht will. Und diese Informationen dann in Form eines persönlichen Passes schriftlich festzuhalten heißt, man gibt ihm eine persönliche Note mit dem Namen des Kindes, mit vielen Fotos, vielleicht schreibt man den Text in der ersten Person, und man bringt ihn regelmäßig auf den neuesten Stand, damit das Buch auch wirklich widerspiegelt, wer dieses Kind ist. Und wenn der Pass fertig ist, sollte rein theoretisch jeder, der in das Leben des Kindes tritt und zu dem persönlichen Pass Zugang hat, in der Lage sein, den richtigen Anfang zu finden. Außerdem hilft er uns allen, nicht zu vergessen, dass das Kind ein vollständiger Mensch mit Vorlieben und Abneigungen und einem Gedächtnis ist und mit einer Chronik von Ausdrucksformen, die von den Menschen in seiner Umgebung verstanden werden - die erste Stufe jeglicher Art von Fortschritt in Richtung Selbstbestimmung.



Zusammenarbeit von Eltern und Fachleuten in Sachen Selbstbestimmung

Der erste Schritt zur Förderung der Selbstbestimmung für ein Kind besteht aus meiner Sicht darin, die Selbstbestimmung der Familie zu fördern. Eine gute Zusammenarbeit zwischen Eltern und professionellen Pädagogen zu etablieren, ist in etwa vergleichbar mit dem Tanzen; dass man den richtigen Partner findet, ist dabei so wichtig. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass schon viele Eltern mit professionellen Pädagogen zu tun hatten, die an einer Zusammenarbeit nicht besonders interessiert sind und die häufig mit einer sehr stereotypischen Sichtweise oder vielleicht

einer sehr autoritären Haltung in diese Beziehung hineingehen. Das mag ja einigen Eltern passen, aber es passt eben nicht allen.

Bei dieser Zusammenarbeit kommen zwei sehr wertvolle Ressourcen zusammen: erstens dieser tief gehende, individuelle Einblick, den die Eltern notgedrungen entwickelt haben, indem sie seit seiner Geburt mit dem Kind zusammengelebt haben, und zweitens die umfassende Ausbildung und Erfahrung der Fachleute auf diesem Gebiet, auch wenn sie zu Beginn über das jeweilige Kind selbst wenig wissen mögen. Ob ein Weg gefunden werden kann, diese beiden Dinge miteinander zu kombinieren, hängt davon ab, ob der Fachmann in dem Duo gegenüber dem umfangreichen Wissen, das die Eltern über ihr eigenes Kind haben, offen ist, und dieses Wissen schätzt und respektiert.

Heutzutage legen wir sehr häufig ein Lippenbekenntnis zu der Idee ab, dass die Eltern, was ihr Kind betrifft, die besten Experten sind. Ich glaube, dass diese Idee manchmal von Eltern vielleicht als Bürde empfunden wird; sie kann aber auch ein Weg sein, den manche Pädagogen, die sich überfordert fühlen, beschreiten, damit sie nicht zu stark involviert werden. Aber es gibt einen Weg, und zwar den, dass man sehr respektvoll sagt, „Ich bin auf Ihr Wissen über Ihr Kind angewiesen. Ich bringe viel Fachwissen mit, das sehr nützlich sein könnte, und ich will auch versuchen, es mit Ihnen zu teilen, aber wir müssen hier zusammenarbeiten, damit es für Ihr Kind von Belang ist. Und vielleicht kann ich Ihnen helfen zu erkennen, wie viel Sie wissen, weil es vielleicht enorm wichtige Dinge gibt, deren Bedeutung Sie noch gar nicht erkannt haben. Und wir können diesen Weg gemeinsam beschreiten.“

Lehrer können nicht alles selbst machen, aber Eltern können das auch nicht. Echte Zusammenarbeit macht dieses Verhältnis zu mehr als nur der Summe seiner einzelnen Teile. Und bei zunehmender Zahl der Mitglieder eines Expertenteams sollten sich alle dessen bewusst sein, dass kein Teammitglied wichtiger als alle anderen ist, und dass vermutlich im Laufe der Zeit das „spezielle Interessengebiet“ eines jeden Teammitglieds irgendwann einmal zur dringenden Priorität werden kann, was wiederum von vielen Faktoren abhängt. Für uns alle, nicht nur für taubblinde Kinder, gehört es zu einer gesunden Selbstbestimmung, dass man weiß, wann man sich ruhig verhalten und zuhören sollte, wann man seine Meinung äußern sollte, wann man andere eine Entscheidung treffen lassen sollte und wann man die Dinge selbst in die Hand nehmen sollte. Und das schien mir immer der beste Weg zu sein, eine solche Zusammenarbeit zu etablieren. Das ist eine Herausforderung, die mich nun seit mehr als 34 Jahren beschäftigt, und es ist mir eine große Freude, wenn ich Eltern dabei helfen kann, sich hinzustellen und sich wirklich anzusehen, wie umfangreich und tief gehend ihr Wissen über ihr eigenes Kind tatsächlich ist. Das ist für mich der Ausgangspunkt dafür, dass das Kind als eine Person wahrgenommen wird, die auf angemessene Weise Kontrolle über ihr Leben ausüben können muss.